



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein Kapitel von deutscher Lyrik. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Ein Kapitel von deutscher Lyrik

1



it dem Glockenspiel, das in dem brennenden Turm, dessen Zusammensturz droht, bei jedem Stundenschlage neu ertönt, mit der Uhr in der Tasche des Toten, die weiterrückt und pikt, während ihren Herrn keine Zeit mehr kümmert, mit den Blumen, die im vergessenen Winkel eines Gartens fort und fort blühen, obschon kein Weg mehr zu ihnen führt, und ihre Farbe und ihr Duft keinen Sinn mehr haben: mit was allem ist die Lyrik unsrer Tage nicht schon verglichen worden! Jedes Bild soll die hoffnungslose Lage des lyrischen Dichters von heute ausdrücken, der mit Vergangenheit und Gegenwart zugleich kämpft, mit einer Vergangenheit, die in langer glücklicher Muße die Perlen echter lyrischer Dichtung bergehoch gehäuft hat, mit einer Gegenwart, die in verzweifelter Schucht und hartem Ringen um „Brot im allerweitsten Sinn“ die Stimmung nie oder doch nur selten und flüchtig finden kann, die zur Teilnahme am Liede, am lyrischen Gedicht überhaupt unerlässlich ist. Zwar gewinnt es von Zeit zu Zeit den Anschein, als ob der Höhepunkt der öden, unlyrischen Modernität überschritten sei, hie und da regt sich eine Teilnahme, wenn nicht für den seelischen Gehalt und die Phantasie wirklicher Dichter, doch für die Gedrängtheit der gebundenen Form; der wüste Romanplunder, mit dem wir überschwemmt worden sind, übt einen Rückschlag auf die Neigungen der Leser, und der Rückschlag kommt hie und da der Lyrik zu gute. Doch hat dieses scheinbare Neuerwachen der Empfänglichkeit für lyrische Poesie noch immer Gepräge und Anstrich täuschender Vorfrühlingsstage. Die Sonne scheint hell, aber nicht warm, es taut und friert in derselben Stunde, es verheißt mittags den Lenz und wandelt sich abends wieder zum Winter. Der rechte Anteil, der von lyrischer Kraft und Sinnigkeit, von lyrischer Kunst ergriffen und beglückt ist, fehlt doch noch überall, in das Interesse der Gebildeten mischt sich zu viel Kritik, mitten in dem lauten Ruf nach Natur merkt man, wie naturlos dieses Geschlecht ist, das allenfalls noch von dem Sturm der Leidenschaft, aber nicht von dem Hauch der Sinnigkeit, von der kräftigen Lust in sich befriedigten Lebens berührt wird. Und so wird es wohl dabei bleiben, daß die Wirkung aller modernen Lyrik vereinzelt und mehr zufällig, als sicher vorauszubestimmen

Grenzboden I 1893

11

ist. Erstehen trotzdem immer neue Dichter, die nach innerer Notwendigkeit dichten und die zerstreute und flüchtige Aufnahme ihrer Gedichte als ein Übel hinnehmen, das von der Kunst unzertrennlich sei, so wollen wir das gern zu den Zeichen rechnen, die uns noch immer an eine glücklichere Zukunft der deutschen Litteratur glauben lassen. Auch räumen wir ein, daß gerade die besten lyrischen Dichter ein Recht darauf haben, von der Masse kläglicher Dilettanten unterschieden zu werden, die ihre Spazierweisen auf allen Gassen und in allen Winkeln pfeifen. Nur mögen uns die Lyriker zugestehn, daß es von Jahr zu Jahr schwerer wird, die echte Stimmung, die wirklich anschauende Phantasie aus ihrer Umgebung von lyrischer Tändelei und traditionellem, erzählendem Bänkelsang zu lösen. Um so schwerer, als es zwischen den Lebensäußerungen wahrhaft poetischer Natur und den bloßen Nachahmungen eine wunderliche Art von Gedichten giebt, die die Kennzeichen beider tragen. Unsrer mittelalterlichen Alchimisten — wenigstens einige von ihnen — nahmen an, daß zwar die sechs unvollkommenen Metalle bei Hinzuthat des rechten roten Magisteriums alle in Gold verwandelt würden, daß aber, wo das Magisterium ungenügend sei, die Möglichkeit bleibe, daß sich Eisen, Zinn, Kupfer, Blei und Quecksilber zuvor in Silber wandelten. Auf dem Wege vom poetisch angeregten Menschen zum Dichter scheinen ähnliche unzulängliche Wandlungen ziemlich häufig zu sein.

Daß man sich, wenn kein Gold zu Tage kommen will, auch mit Silber begnügen und an seinem doch immerhin edeln Glanze erfreuen kann, das erfährt und lehrt uns der Cotta'sche Musenalmanach, der auch für 1893 in sehr zierlicher Ausstattung und mit sechs Heliogravüren (nach G. von Hößlin, F. Bodenmüller, R. Beyerslag, E. Hoff, W. Kray, A. Achenbach) erschienen ist. Läßt sich annehmen, daß der Versuch, die beste Lyrik der Zeit in sorgfältig gesichteten Proben wieder in einem Musenalmanach zu sammeln, so viel Publikum gewonnen habe, um noch auf Jahre hinaus erneuert zu werden? Wäre das der Fall, gewöhnte sich nur ein Zehntel der Deutschen, die nur zu Weihnachten ein paar Bücher kaufen, den neuen Musenalmanach auf den Gabentisch zu legen, so würden nicht bloß der Herausgeber (Otto Braun) und der Verleger ihre Sorgfalt und Mühe belohnt sehen, sondern es würde das auch dem Unterscheidungsvermögen und der Empfänglichkeit für lyrische Dichtung vielseitig zu gute kommen. Denn wenn man auch den strengsten Maßstab an Brauns Sammlung legt, so wird man doch zugestehen müssen, daß der Dilettantismus und die künstlerische Unmündigkeit, die Trivialitäten reimt, in ihr keinen Eingang finden, daß der gute Geschmack des Herausgebers selbst dann noch für das Innehalten einer gewissen Grenze bürgt, wenn einer oder der andre der hier vereinigten Homeriden zufällig sein Schlafstündchen hat. Auch der diesjährige Musenalmanach enthält nicht nur eine Reihe der besten Namen der Gegenwart, sondern auch eine Folge guter, ja selbst einige vor-

zügliche Gedichte, die man noch nach Jahrzehnten mit demselben Genuß lesen wird wie heute. Der novellistische Teil bringt eine humoristische Geschichte „Fräulein Susannens Weihnachtsabend“ von Marie Ebner-Eschenbach und eine Novelle „Der Floßmeister“ von Max Haushofer, die beide teilnehmende Leser finden werden, ohne gerade das zu sein, was an dieser Stelle gefordert werden sollte: in sich geschlossene, tiefgehaltvolle kleine Kunstwerke. Die Aufnahme der Novelle in den *Musenalmanach* kann nur dadurch gerechtfertigt werden, daß die mitgeteilten Erzählungen über den Durchschnittswert hinausragen. Die poetischen Erzählungen und Balladen haben der Novellistik gegenüber den Vorteil, daß hier zwanzig Dichter gegen zwei stehen, was der eine etwa vergreift, von dem andern rasch wettgemacht wird die Verschiedenheit der Stoffe und des Tons in den kurzen Erzählungen in gebundner Rede einen Schein des Reichtums giebt, der natürlich bei den beiden Novellen fehlt. Aus der Reihe der erzählenden Gedichte des diesjährigen Almanachs seien zunächst hervorgehoben „Gulnare“ von Otto Roquette, ein orientalisches Märchen in einer Vortragsweise, die bestätigt, daß sich die behaglich heitere Fabulirlust Vater Wielands von Zeit zu Zeit auf einen modernen Dichter niederläßt, nur daß dieser die Form strenger handhabt, als es der glückliche Erzähler des Oberon mußte, „Godiva,“ eine altenglische Sage von Heinrich Kruse, ein paar Balladen von Ernst Ziel („Frau Goneril“ und „Kathrein von Liebenzell“) in jenem ältern Stil der Ballade, wo sie wirklich noch Tanzlied war. Auf eigener Erfindung beruhen die poetischen Erzählungen „Die letzte Rose“ von Adolf Stern, „Don Juans Ende“ von Ernst Eckstein, „Der sterbende Amor“ von Julius R. Haarhaus, „Das Blumenmädchen“ von Karl Weitbrecht, „Mutter und Kind“ von Hermann Hango und das Terzinengedicht „Liebet eure Feinde“ von Karl Woermann. Gedichte wie „Beranger“ von S. Bröhl, „Der alte Seemann“ von Johannes Trojan, „Agathe“ von Georg Scherer sollten wohl lieber der lyrischen Abteilung angehören, als der erzählenden. Bei der großen Zahl lyrischer Gaben finden wir meist Spender mit altbekannten Gesichtern; einer der wirklich Alten — Friedrich Bodenstedt — ist vor dem Erscheinen des Almanachs, zu dem er noch beigesteuert hat, heimgegangen. Aber viele, die ihren siebzigsten Geburtstag hinter sich haben, belegen den altarabischen Weisheitspruch, daß Dichten wie Lieben eine unausrottbar schlimme Angewohnheit sei, und so fehlen unter der Schar, die Braun zusammengerufen hat, weder Graf Schack noch Hermann Lingg, weder Rudolf Gottschall noch Eduard Duboc. Aus den lyrischen Beiträgen, in denen grundverschiedne Töne vom lachenden Übermut bis zur tiefsten Trauer und zur trostlosesten Resignation angeschlagen werden, heben wir als besonders schön und ergreifend „Auf dem Kalvarienberg“ von Adolf Wilbrandt, den Cyklus „Abwärts“ von Wilhelm Sensen, „Regentage“ von Heinrich Vulkhaupt, „Resignation“ von Arthur Fitzger, „Gerechtigkeit“ von Hermann Lingg, die Lieder

von F. Georg Fischer und das beschreibende Gedicht „Wildsee“ von Robert Haas hervor. Unter den Spruchgedichten von Ludwig Fulda, Adolf Pichler und Max Kalbeck finden sich ein paar recht hübsche und beherzigenswerte. Der Zuruf an die Originellen trifft auch auf einige Beiträge zum „Musen=almanach“ selbst zu:

Ihr möchtet immer eigne Wege gehn  
Und doch bemerkt sein von dem großen Haufen;  
Drum sieht man bei gepflasterten Chausseen  
Euch nebenher im Straßengraben laufen!

Neben den Alten (heutzutage schimpfen die Jüngsten jeden so, der sein vierzigstes Jahr erreicht hat und in seiner besten Kraft steht!) hat der Herausgeber aber auch einige neue Namen im Musenalmanach, die wahrscheinlich jüngern Männern angehören. Außer Haarhaus und Hango, deren Beiträge schon im vorigen Jahr ins Gewicht fielen, haben wir diesmal noch Gedichte von Max Kieselwetter, Albert Matthäi, Oswald Schmidt, deren Namen uns seither unbekannt waren.

Dagegen fehlen zwei Dichter, die wir zu den besten rechnen müssen, die seit einem Jahrzehnt auf dem deutschen Parнас neu erschienen sind. Aber dafür haben sie sich mit selbständigen Gaben eingestellt. Der eine von ihnen, Hans Hoffmann, hat sich als Erzähler schon vor der Sammlung seiner lyrischen Gedichte Ruf und Geltung erworben, den andern, Karl Busse, begrüßen wir überhaupt zum erstenmal, womit nicht gesagt sein soll, daß er sich nicht längst versucht und bewährt haben könnte. Denn es bleibt der Fluch der Überproduktion, der leidigen Buchmacherei und Verstklempnerei der Gegenwart, daß auch die wenigen, denen es Ernst und innerstes Bedürfnis ist, das Wertvolle und Vielverheißende der poetischen Litteratur der Gegenwart kennen zu lernen, gelegentlich Gutes übersehen können. Hans Hoffmanns lyrische Sammlung führt den Titel Vom Lebenswege (Leipzig, A. G. Liebeskind), und das Pindarische Motto „Werde, der du bist“ und ist ein so lebendiges, echtes Stück guter Poesie, als nur je eins auf den Büchermarkt gebracht worden ist. Ein lebenswürdiges, kräftiges und für jeden Sonnenstrahl des Glücks empfängliches Naturell, eine tapfere Seele, die den Wechsel und Schmerz des Lebens mit Liebe, mit Selbstbescheidung und mit Humor zu bestehen weiß, eine in Leid und Lust durch und durch gesunde Empfindung, raschwallendes Künstlerblut und die unverwüstliche Laune, die sich zuletzt mit allem vertragen kann, selbst mit allen Eseln — die feierlichen Esel ausgenommen —, dies alles spricht zu uns aus den Liedern, Bildern und Sprüchen Hoffmanns. Die Sammlung dürfte schwer zu plündern sein, man muß den Dichter nach Rom und Capri und von da nach Hinterpommern begleiten, muß seinen Jugendausgang und seinen Schulmeisterkätzchenjammer, seine Wiedererholung, sein Braut- und Hausglück, manche fröhliche Ausfahrt und manche beschauliche Heimkehr

und Einkehr teilen. Es ist gelebte und genossene Poesie, in deren Wiederscheine wir uns hier sonnen, der Dichter immer er selbst und im zartesten wie im fecksten, derbsten Ausdruck ein ganzer Mann. Ein paar Proben wollen nicht viel besagen, wo man wahren Reichtum und einer unversieglischen Frische gegenübersteht, die mitgeschaut und mitgeföhlt sein wollen, doch mögen wenigstens ein Lied und ein Epigramm hier stehen:

Was braust der junge Märsenwind  
 Helljauchzend in der Kunde?  
 Was bringt des Fröhlings wildes Kind  
 Für neue, lustige Kunde?  
 Noch blühen ja doch die Rosen nicht,  
 Die Nachtigallen kosen nicht  
 Mit liederreichem Munde.

Doch Gott sei Dank, das Myrtengrün  
 Ist von besonderm Schlage:  
 Wo nur die Mädchenblumen blühen,  
 Da blüht's in jedem Tage;  
 In Wintern es und Sommern wächst —  
 Man sagt sogar, in Pommern wächst  
 Es fröhlich alle Tage!

#### Bismarck

Wie sie gegen die Ganzheit wieder sich sperrn,  
 Die klapperbürr moralisirenden Herrn!  
 Seine Klauen hatten sie wohl erkannt  
 Und einen Löwen ihn gern genannt;  
 Mit staunendem Grauen sie jetzt erfüllt,  
 Daß der nicht mäh sagt, sondern brüllt.

Auch in den Gedichten von Karl Busse (Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge) pulsiert echtes Dichterblut, lebt eine die Wirklichkeit rasch erfassende und sie mit hellerem Glanz umwebende Phantasie, ringen ein feckes Jugendfeuer und eine seltsame Mischung von derber Lebenslust und tief innerlichem Lebensgefühl nach Ausdruck. Ein „Abendgebet“ allerdings, wie das am Schlusse der kleinen Sammlung, hat keiner der „Dichterkönige,“ denen sich der junge Dichter gefallen möchte, je gestammelt, das klingt nach Herwegh und ähnlichen Selbstverherrlichern. Überhaupt ist der Dichter nicht frei von Hinneigung zu den besondern Neigungen des jüngsten Deutschlands, der immer wiederholten Ausmalung von Schäferstunden und der Darstellung gerade des Lebens, das in Gedichten wie „Polnische Vagabundenlieder,“ „Schlechte Zeichen“ und ähnlichen zum Ausdruck kommt. Doch hat er daneben und darüber ein tiefes dichterisches Naturgefühl, reine Innigkeit, glückliches Erfassen der geheimnisvollsten wie der flüchtigsten Stimmungen und frische Wiedergabe lebendiger Bilder aufzuweisen. Ein paar seiner „Sommerlieder“ bis zum „Herbstbeginn,“ „Sunge Liebe,“ „Pfungsten,“ „Geistergruß,“ „Blököliches Glück,“

„Meiner Mutter,“ „Über den Bergen,“ „Waldesteich,“ „Seelengeheimnis,“ von den innig schönen Strophen „An Theodor Storm“ zu schweigen, verbürgen eine glücklichere Entwicklung, als die kleinen Don Juanphantasien in „Else,“ „Otto“ und ähnlichen Gedichten.

Aus vollem Leben und glücklicher Erinnerung heraus klingen die Lieder und leuchten die Bilder, die Karl Woermann in dem Zyklus *Zu Zweien im Süden* (Dresden, L. Ehlermann) zusammengefaßt hat. Frohes Glücksgefühl im eignen Herzen und die größten Eindrücke der Natur und der Kunst haben hier eine Reihe von Gedichten gezeitigt, die poetisch zwar nicht gleichwertig sind, doch alle den sonnigen Gesamteindruck des kleinen Buches festhalten und erhöhen helfen. Von den Dardanellen durch Griechenland, nach Neapel und Rom und hinüber nach Spanien und zurück zum heimischen Rhein führt diese Fahrt, deren schönste poetische Früchte wir in den Gedichten „In den Dardanellen,“ „Byhle,“ „Auf dem Golf von Neapel,“ „In Pompeji,“ „Im Kolosseum,“ „Fontana Trevi,“ „In den Lagunen,“ dem ganz prächtigen „Im Madrider Museum“ und dem frischen „Nachklang“ erblicken. Bezeichnend für Zeit und Zeitstimmung ist es, daß sich der Dichter im „Vorklang“ glaubt entschuldigen zu müssen, daß er glücklich gewesen ist:

Zwölf Jahre hab ichs still herumgetragen,  
Um keinem weh zu thun, dem Schmerzen sprossen!  
Doch Wahrheit bleibt auch Wahrheit, Lichtumflößen.

So weit wären wir also, daß wir das einfachste und nächstliegende Recht des Dichters, auch das zu feiern, was ihm das Leben Liebes gebracht hat, mit Pathos verteidigen müssen!

Unbefangener verkündet am Ausgang des Lebens der greise Heinrich Zeise in der Sammlung *Natur- und Lebensbilder*, einem Spätherbststrauß (Hamburg, Otto Meißner), seine Gefühle. Ihm erscheint auf froher Wanderfahrt und in seliger Erinnerung, bei jedem Waldgang und jedem Morgenleuchten die Erde noch immer begehrenswert, noch immer greift ihm

ins Herz so wunderbar  
Die endlos weite Welt!

und er ruft sich, da es Herbst um ihn geworden ist, die fernen Lenze vor das innere Auge. Nicht immer gelingt es ihm, seiner Naturschilderung einen poetischen Gedanken einzuhauchen, das Naturbild zum dichterischen Bilde zu steigern, aber wo es ihm gelingt, wie in den Gedichten „Die Sennlerin,“ „Einem jungen Mädchen,“ „Die verlassene Mühle,“ da fühlen wir uns lebendig erfaßt, wie von der frischesten Jugendpoesie.

Einzelne hübsche, frische und kräftige Lieder und Sprüche begegnen uns in den Gedichten von Martin Langen (Köln und Leipzig, Albert Ahn), die ebenso wie die Gedichte von Otto Ernst (Hamburg, Konrad Klotz) in zweiter, vermehrter Auflage vorliegen. Die politisch-sozialen Parteiungen der

Zeit senden ihre Wellen auch in die stillen Buchten der subjektiven Lyrik hinein, keiner dieser Dichter bleibt ganz frei von Kampfstimmungen. Martin Langan nennt sich der Freiheit Vasall und belehrt uns in dem „Lob der Zwietracht“:

Ein Volk erstarrte nur durch Einigkeit,  
So hört man heute rufen weit und breit;  
Ich aber sage, daß die Zwietracht hebt  
Und nicht die Kraft der Staaten untergräbt.  
Wenn alle nur zu allem sprächen ja,  
Wär bald der Schlaf mit seiner Schwäche da.

In Otto Ernsts Gedichten werden ohne weiteres die „Männer der Opposition“ gefeiert, es scheinen jedoch nur die Männer auf den linken Bänken gemeint zu sein; daß es eine Opposition auch auf der andern Seite und im andern Sinne giebt, scheint dem Dichter unbekannt zu sein. „Vor dem Zuchthause“ erfaßt es ihn:

Sieh diese Stätte schuldbeladnen Glends  
Und überschlag den Wert der eignen Tugend!

und er erhebt sich zu der Mahnung:

Die ihr das Haupt so frei zum Himmel hebt,  
Vergesst nicht in eurem guten Herzen,  
Daß hinter diesen grauen Kerkermauern  
Ein redlich Teil von eurer Sünde wohnt,  
Und laßt in euerm Innern wiederhallen  
Den wilden Schmerzensschrei der hier Begrabnen,  
An deren Fuß die schwere Kette kirrt,  
Und die verdammt sind — auch um eure Schuld.

Es kann der Gesellschaft von heute nichts schaden, wenn ihr solche Worte aus Dichtermund entgegenklingen, doch ist von dieser Art Pathos zur Verherrlichung der Strolche und der Diebe doch nur noch ein Schritt, und es gewinnt den Anschein, als ob andre Dichter auch den nicht scheuen würden. Auch Otto Ernst hat übrigens, wie Langan, auch andre, mildere Klänge:

Ich wollte dir sagen, wie rein und gut,  
Wie fromm du bist und schön,  
Ich wollte dich in der Begeisterung  
Flammenden Worten erhöhn,  
Ich wollte dir sagen, warum ich ganz  
Glücklich bin, warum! —  
Ich hob die Augen zu dir empor —  
Und ich blieb stumm.

In neuer, dritter Auflage liegen die Gedichte von Ernst Scherenberg vor (Leipzig, Ernst Reils Nachfolger), die schon früher gewürdigt worden sind und nun hauptsächlich durch eine Reihe von Zeitgedichten, die bis zum Jahre 1892 reichen, vermehrt erscheinen. Der Dichter gehört zu denen, die unsre deutsche Entwicklung seit 1890 trüben Auges und mit heimlicher Sorge betrachten und

sich poetisch bis zum Traum einer Rückkehr des großen ersten Kanzlers des deutschen Reichs versteigen. Die ungebrochene vaterländische Gesinnung und selbst die hoffnungreiche Zuversicht in ihr, die wir nicht zu teilen vermögen, halten wir in Ehren, aber die kleinen Lieder, die elegischen Gedichte des Zyklus „Verbannt“ gelten uns als Dichtungen mehr als die Zeitgedichte, in denen doch immer die wenn auch noch so schwungvolle und klangreiche Rhetorik die Poesie ablöst. Es sind eben nur seltne Augenblicke, wo sich das patriotische Gefühl zu einer poetisch-ergiebigen flammenden Leidenschaft oder zu einer ergreifenden Stimmung verdichtet, und noch seltner, wo die Gesinnung Bild und Gestalt wird. Über die Engherzigkeit, die das politische Gedicht als solches verschmähete, ist leicht hinauszukommen; aber die Einsicht, daß das rednerische Element im politischen Gedicht allzuleicht über das poetische siegt, wird immer wiederkehren.

Mit den Gedichten von Franz Wolff (Leipzig, Oswald Muze), dem „Liederstrauß“ Im Spiegel der Zeit von Hans von Windeck (Stuttgart, Adolf Bonz) und den Gedichten von Josephine Scheffel (der Mutter des Dichters) (ebendasselbst) betreten wir das Gebiet jener Lyrik, die zunächst für einen kleinen Freundeskreis ihrer Verfasser bestimmt, nur in seltenen Fällen den Anspruch hat, in weitere Kreise zu dringen. Wir sagen den Anspruch; in Wahrheit steht es so, daß auch solche Sammlungen, die ein volles Recht hätten, ein größeres Publikum zu finden, meist auf die nächsten Umgebungen ihrer Verfasser beschränkt bleiben, und daß es schon ein Glück wäre, wenn die Herausgeber der Anthologien von dem Besten, was diese zahlreichen Bände und Bändchen bieten, Notiz nehmen wollten.

Kommt es nur darauf an, sich durch eine Besonderheit — gleichviel wie diese Besonderheit beschaffen ist, und was sie im Leben bedeutet — von der großen Menge zu unterscheiden, so dürfen sich zwei lyrische Bändchen, deren wir schließlich gedenken, solcher Besonderheit rühmen. Von flammendem Zorn über ein halbes Tausend Gemeinheiten des Tages, über die allerorten gepflegte Lotterwirtschaft und Lüge sind die Kugellieder von Wilhelm Weigandt (München, Carl Merhoff) beseelt. Im Ton und in der Empfindung erinnern manche dieser Gedichte an die wildesten Ausbrüche in Schillers sibirischer Anthologie:

Run geht es auf der Erde platt  
Zum Zukunftsparadiese,  
Wo auch der Weise mehr nicht hat,  
Als Hans und seine Biese.

Und will ein deutscher Dichter gar  
Den deutschen Himmel malen,  
Er braucht nicht viel an Geist fürwahr,  
Nicht viele Farbenshalen:

Als Söhnchen einen Ordensstern,  
Genug zum guten Leben,  
Von Zeit zu Zeit ein Weibchen gern,  
Ein Tittelchen daneben;

Und Geist, wenn er im Glase fließt,  
Zu Zeiten einen Kater;  
Programmumist vom heiligen Sitz,  
Dem neuesten Kirchenvater;

Pariser Kantharidenrahm,  
Berliner Poffenfusel;  
Begeisterung, die von oben kam  
Und endet in dem Dusel.

Das kleinste Göttslein hielt's nicht aus  
In diesem platten Himmel.  
Doch schmunzelnd fühlt sich da zu Haus  
Banausisches Gewimmel!

Der Ingrim des Verfassers ist ehrlich und wohlberechtigt, der Ausdruck nicht überall klar, poetisch und mächtig, das Talent aber unzweifelhaft, und bei künstlerischer Läuterung und Steigerung seiner Natur hätte der Dichter wohl das Zeug zu einem echten Satiriker im großen Stil. Er kritisiert, wahrscheinlich ohne sie zu kennen, auch die kleine Sammlung gereimter Nietzsche'scher Zarathustraweisheit, die in Weltfremd — weltfreund von Franz Nikolaus Finck (Leipzig, C. G. Naumann) vorliegt. Weigandt meint:

Sie preisen eine neue Moral  
Des Glücks, weil groß der Zeiten Qual.  
Doch als ich mir betrachte die Seher,  
Da waren's die alten Epikureer.

Ganz so ist es freilich in den in wohlklingenden, formschönen Strophen wieder-gegebenen Halbträumen und Prophetenblicken im Geiste Nietzsche's, die Finck darbietet, nicht beschaffen, aber viel besser auch nicht. Glaube, wer kann, an die neuen Götter-Übermenschen, die am Rande der Gletscher wohnen und sich über die Staubgebornen erheben. Einstweilen fährt jeder noch besser, der sich von diesen stabreimenden Propheten bemitleiden läßt:

Seit hier mein Heim  
Am hohen Gang  
Mein wohl erwähltes  
Bonniges Wohnen,  
Belächelt die Liebe  
Des Mitleids euch Menschen,  
Die ach ihr nicht ahnt,  
Wie arm ihr Armen!

und darauf baut, daß der alte Gott trotz dieser künftigen Götter noch lebt!